Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 11

Artikel: Christine Berthold [Fortsetzung]
Autor: Nuss, Emma
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665915

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Am häuslichen Herd.

XXXI. Jahrgang. Zürich, 1. März 1928. Heft 11.

Woher ich weiß, daß Frühling wird?

Woher ich weiß, daß Frühling wird?
Hört' ich die Leute fragen.
Ich hätte mich doch wohl geirrt?
Ich müßt' doch selber sagen:
Daß alles rings in Eis und Schnee
Und Winter nur, wohin ich seh'.

Als ich durch meinen Garten ging,
Hab' ich den Lenz gesehen.
Ich sah, wie voller Knospen hing
Ein jeder Strauch. Ich mußte stehen
Und staunen ob verborgner Pracht,
Umfaßt von Hüllen warm und sacht.

Ich hörte Wodans wildes Heer
Hinstürmen durch die toten Gassen.
Das tobt und stöhnt und dröhnt, als wär'
Die ganze Hölle losgelassen —
Da lach' ich in den Sturm hinein:
Grad du bringst Lenz und Sonnenschein!

Jakob Friedli.

Christine Berthold.

Roman von Emma Nuß. (Fortsetzung.)

Da fielen Christinen die Hände wie leblos in den Schoß, und blitzschnell jagte ihr der Gedanke durch das Gehirn: „Sag ja, dann bist du alle Zweifel los und für dein ganzes Leben geborgen." Aber als sie in die vor Erregung bleichen Mienen Browns blickte, war ihr, als sähe sie dahinter ein zweites Gesicht, auch blond wie der Kanadier und auch mit blauen Augen, doch jenes zweite Gesicht trug den Ausdruck tiefsten Kummers, und die blauen Augen schauten so unendlich traurig und voll schmerzlicher Liebe zu ihr herüber, daß sie die Hände vor das Antlitz preßte und aufstöhnend sagte: „Ich kann nicht, Mister Brown, o, verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen weh tun muß."

„Ist es — weil Sie einen andern lieben?" fragte der völlig fassungslose Mann.

Sie nickte.

Schwer stützte Jonny Brown das Haupt in die Hand, und ein trauriger Seufzer kam über seine Lippen: „O der Glückliche!" flüsterte er kaum hörbar vor sich hin.

„Er ist kein Glücklicher, Mister Brown. Sie selbst haben es mir ja gesagt," stieß Christine leidenschaftlich hervor, da ihr alle seine Worte über den Geliebten wieder lebendig wurden.

Verständnislos blickte Brown sie an. „Wann hätte ich Ihnen dies gesagt?"

„Damals, als Sie aus Hamburg hier ange-

kommen waren, auf dem Feste erzählten Sie es mir." Christine fühlte ein zwingendes Bedürfnis, ganz offen mit diesem ehrlichen Menschen zu reden, es würde sie erleichtern und ihn von der Zwecklosigkeit weiterer Bemühungen um sie überzeugen.

„So lebt er nicht hier — sondern in Hamburg?"

„Ja."

„Und haben Sie seinetwegen oder doch Ihrer Liebe wegen Hamburg so heimlich verlassen?" fragte Brown, und man merkte ihm an, wie er in seinem Gedächtnis herumsuchte, um endlich darauf zu kommen, von wem er ihr damals erzählt hatte.

„Ich verließ ihn und Hamburg, Mister Brown, weil sein Vater nie und nimmer eine Verbindung mit mir zugelassen hätte. Er selbst hätte es ja durchgesetzt, aber es liegen Dinge vor, die mich zwangen, so zu handeln, wie ich es getan habe. Mehr kann ich Ihnen nicht darüber sagen; ich spreche so offen zu Ihnen, weil ich nicht möchte, daß ich nun auch noch Ihre Freundschaft einbüße. Wollen und können Sie mir noch Freund bleiben, Mister Brown, oder zürnen Sie mir?" fragte sie, zaghaft zu ihm aufblickend.

Da beugte er sich über ihre Hand. „Ich habe nun alles verstanden, Miß. Verfügen Sie jederzeit über mich, denn das alles ändert ja nichts an meinen Gefühlen für Sie." Er wußte nun, wer der andere war, und beneidete ihn dennoch nicht. Doppelt bedauernswert mußte der Mann sein, der dieses Mädchens Liebe besaß und niemals eine Erfüllung dieser Liebe erleben würde. Er aber hatte dafür doch noch das Glück, sie jederzeit hier sehen und sprechen zu können. Mit diesem winzigen Trost mußte sich Jonny Brown zufriedengeben, als er enttäuscht und traurig wieder die lange Strecke nach der Heimat zurückfuhr.

Inzwischen war Christine in der Mainstreet in höchster Spannung erwartet worden, und Miß Dobbs' Freude kannte keine Grenzen, als sie den Ausgang der Unterredung in Queens Hotel erfuhr. Und daß sie aus Christinens ganzem Verhalten sogar die Gewißheit entnehmen zu können glaubte, daß diese überhaupt nicht mehr ans Heiraten denke, machte ihr Glück noch vollkommen. Sie hätte es ja zwar nicht hindern können, aber lieber war es ihr schon so; das Geschäft brauchte den ganzen Menschen jetzt mehr denn je, und solche Liebes- und Heiratsgedanken waren nur dazu angetan, Verwirrung und Unfug in den Gang des Geschäftes zu bringen. Dazu aber war ihrer Meinung nach Christine viel zu ernst, um an solchen Albernheiten noch Gefallen finden zu können.

Miß Dobbs grübelte aber doch diesen und die folgenden Tage sehr viel darüber nach, was wohl geworden wäre, wenn Christine nun geheiratet hätte. Sie mußte eine Lösung finden, wie sie diesen selten tüchtigen und pflichttreuen Menschen noch enger an sich und das Geschäft fesseln konnte. Und sie wählte den besten und einfachsten Weg hierzu, indem sie Christine die Teilhaberschaft nicht nur an dem künftigen Werke, sondern überhaupt an der Gesamtfirma anbot. Sie hatte keine direkten Erben, und wenn sie auch bereits ein Testament zugunsten ihrer Vaterstadt gemacht hatte, so konnte sie dies doch jeden Tag noch ändern, solange sie noch am Leben war. Diese junge Deutsche war der einzige Mensch, dem sie ihr Lebenswerk restlos anvertrauen konnte. Mit dieser Überzeugung im Herzen wurde ihr der Schritt leicht, den sie nun tat. Und wie ein Lauffeuer verbreitete sich bereits am folgenden Tage die Nachricht von Miß Dobbs' neuestem Entschluß. Unter den Angestellten wurde getuschelt und geflüstert, und eine Erregung ohnegleichen beherrschte sie, als sie Kunde von diesem großen Ereignis erhielten, das wohl den meisten von ihnen wie ein Übergehen ihrer eigenen Persönlichkeit erscheinen mochte. Am ruhigsten nahm Christine jedoch selbst Miß Dobbs' Angebot auf. Sie war zunächst keines Wortes fähig, so völlig unvorbereitet stand sie diesem fürs erste ihr noch unfaßbaren Glück gegenüber. Nur ihre großen, feuchtschimmernden Augen leuchteten aus dem weißen Gesicht wie ein einziger leidenschaftlicher Dank der alten Dame entgegen. Wohl wußte sie, daß ihr dieses Glück nicht umsonst in den Schoß gefallen war, aber wie wenigen war es vergönnt, in so jungen Jahren schon die Früchte ihres Fleißes zu ernten!

„Wie soll ich Ihnen jemals Ihre Großmut, Ihre Güte danken?" hatte sie dann in überströmendem Empfinden die Worte wiedergefunden. „Ich weiß es voll und ganz zu würdigen, Miß Dobbs, welche Ehre es für mich ist, Ihre Teilhaberin zu sein, und ich möchte meine Kräfte vertausendfachen, um Ihnen meinen wahren Dank zu beweisen, daß Sie mich zu die-

ser Höhe emporgezogen haben. Sie haben den Fleck von meinem Namen damit abgewaschen, daß Sie ihn mit dem Ihren verbunden haben."

Da lehnte sich Miß Dobbs tief in ihren Sessel zurück, und ihre grauen Augen blickten ernst auf die junge Mitarbeiterin:

„Liebes Kind, es war die größte Sorge meines ganzen bisherigen Lebens, wer wohl einmal mein Werk hier weiterführen sollte, wenn ich zu alt oder überhaupt nicht mehr bin. Es ist alles mit meinem Herzblut erarbeitet, und sorgenschwere Jahre hat es gekostet, bis auch zu mir das Glück und der Erfolg kamen und die Firma zu dem brachten, was sie heute ist. In Sie setze ich nun mein ganzes Vertrauen, daß Sie alles tun werden, das Geschäft wie bisher hochzuhalten, daß Sie sogar noch weiter damit kommen werden wie ich, denn Sie stehen vor einer fertigen Arbeit, während ich von Grund auf neu zu bauen hatte. Und Sie sind jung, aber ich war, als ich begann, schon zermürbt und verbittert durch einen Mann, einen rake. Der Himmel bewahre Sie vor einer Heirat — das ist mein aufrichtiger Wunsch für Sie. Kein Mann taugt soviel, daß es lohnte, seinetwegen auch nur fünf Minuten im Geschäft zu versäumen — selbst der Schritt zum Altar bedeutet eine sündhafte Zeitvergeudung," schloß Miß Dobbs ihre lange Rede, fletschte die Zähne und packte Christine in bester Laune bei den Schultern. „Nun will ich sehen, wie lange Sie wohl meine Ratschläge beherzigen werden, denn ich müßte meine Landsleute schlecht kennen, wenn nicht in der nächsten Zeit mehr Einladungen von Müttern und Berge von Blumen von deren Söhnen, als Geschäftsbriefe bei Ihnen einliefen. Sie werden gut tun, sich zwei besondere Mappen anzulegen, die eine mit dem Vermerk: „Eingegangene Heiratsanträge", die andere mit: „Erledigte Objekte".

„Nun, hoffentlich zähle ich bei diesen Leuten auch rasch zu den ‚erledigten Objekten', meinte

Vorfrühling im Wiener Wald. **Nach einem Gemälde von Waldmüller.**

belustigt Christine, „denn ich möchte doch meine Zeit mit einträglicheren Geschäften verbringen, als diese beiden Mappen zu besorgen.“

„Bravo!“ rief Miß Dobbs. „Sie sind doch eben der Sozius oder vielmehr die Sozia meines Herzens. Und nun kommen Sie und begrüßen Sie draußen als neugebackenes Oberhaupt der Firma „Ihr Volk“. Der arme Mr. Godard hat sich krank gemeldet. Sie können jetzt gleich mal sehen, wie viele Freunde Sie unter unsern Angestellten haben, denn wenn auch ihre Zunge lügt und Ihnen schöne Worte macht, das Auge sagt die Wahrheit. Sie wissen doch, daß unsere Mitmenschen uns zwei Sünden auf dieser Welt nie verzeihen werden — den Erfolg und den Mißerfolg. Machen Sie sich darauf gefaßt, daß man größtenteils entrüstet sein wird darüber, daß Sie nun von der Angestellten zur Herrin emporgestiegen sind.“

Da lachte Christine sorglos auf. Sie fühlte sich all diesen Menschen so durchaus gewachsen, daß es sie keine Sekunde bekümmerte, wie man ihre neue Stellung zu ihnen beurteilen würde. Es gab für sie nur einen Widerstand im Geschäft: Mr. Godard. Es war all ihren Bemühungen nicht gelungen, ihn freundlich für sich zu stimmen. Und so überraschte es sie auch nicht, als schon am nächsten Morgen ein Schreiben des angeblich Erkrankten eintraf, worin er um seine Entlassung aus der Firma bat. Und es war eine der ersten eigenmächtigen Handlungen Christinens als Mitinhaberin der Firma, daß sie unter sein Gesuch schrieb: „Mr. Godard ist ein Ruhegehalt in der bisherigen Höhe seines Einkommens aus der Firma zu zahlen.“

Es gab nun in den folgenden Tagen soviel dringende Arbeit für Christine, durch ihre veränderte Stellung zum Geschäft hervorgerufen, daß sie zu einem ruhigen Besinnen, zu einer ungestörten Freude über ihren glänzenden Emporstieg noch gar nicht gelangen konnte. Und als auch diese Stunde kam, da sie sich der Freude hätte hingeben können, entbehrte sie mit schmerzlichem Bewußtsein einen Menschen, der mit ihr jubelte, mit ihr lachte und von Herzen ihre Freude hätte teilen können. „Ich mußte nicht nur mein größtes Leid allein tragen — ich muß auch meine Freude, das bißchen Glück, was ich mir noch zusammenraffe, allein und ohne ein mitfühlendes Herz hinnehmen,“ empfand sie mit leichter Wehmut. Sie dachte an alle, die ihr einst nahe gestanden, und statt des Jubels über ihre Erfolge stellte sich bei ihr das Heimweh, die Sehnsucht nach der Heimat und den ihr dort lieben Menschen ein.

Und plötzlich zuckte ein Gedanke in ihr auf, der sich sogleich zum festen Entschluß wandelte: Ja, sie wollte doch, sobald es irgend anging, nach Deutschland reisen, das Waisenhaus, die Mutter und alle ihr liebgewordenen Stätten besuchen. Doch vorläufig war an eine solche Reise noch nicht zu denken. Der Bau der Mühlenwerke ging zwar mit echt amerikanischer Geschwindigkeit vonstatten, und noch ehe die hier schon im Herbst einsetzende strenge Winterkälte eintrat, war das imposante Gebäude soweit fertiggestellt, daß nur noch im Innern Arbeiten notwendig waren. Doch der ganze Apparat, der nun in Bewegung gesetzt werden mußte, um den Betrieb sofort nach Vollendung des Werkes in Gang zu bringen, erforderte von Christine wahrlich doppelte Kräfte und doppelte Zeit. Für Mr. Godard suchte und fand sie auch bald vollwertigen Ersatz in einem schon bejahrten Irländer, Mr. Johnstone, dem sie die Befugnisse einer Art Generaldirektors einräumte.

Miß Dobbs zog sich langsam, aber doch fühlbar, vom Geschäft zurück; sie wußte ja alles in so guten Händen und wollte nun auch noch ein paar schöne, ruhige Jahre genießen.

Das Geschäft gewann immer größere Ausdehnung; es war, als läge ein ganz besonderer Segen auf diesem Unternehmen. Und als dann endlich das Mühlenwerk fertig und dem Betrieb übergeben war, konnte es kaum den Ansprüchen genügen. Es war, als habe man in Kanada nur auf diese Mühle gewartet, soviele Anfragen liefen ein. Es hatte sich herumgesprochen, daß die Mühle die allerneuesten Maschinen hatte, womit ein Mehl erzeugt würde, wie es feiner keine andere Mühle hervorbringen könnte.

Eines Abends, als Christine bei Miß Dobbs zum Tee war, drückte ihr diese fast gerührt die Hand: „Kind, Sie werden vom Glück geradezu verfolgt. Die Erträge der Mühle stellen ja unser ganzes übriges Geschäft tief in den Schatten. Und wenn es so weitergeht, werden wir noch reiche Leute,“ schloß sie schmunzelnd.

Und wie recht sie mit dieser Prophezeiung hatte, bewies der Geschäftsbericht des ersten Jahres, der über alles Erwarten günstig lautete. Christinens kleines Einlagekapital wuchs

bereits zu einem Vermögen an. Ihrem Einkommen entsprechend hätte sie ein überaus glänzendes Leben führen können. Doch sie blieb einfach und, soweit es anging, anspruchslos in ihrer Lebensführung. Sie bewohnte jetzt ganz in der Nähe von Miß Dobbs ein eigenes kleines Holzhaus, denn es war ihr doch ein großes Bedürfnis geworden, ein gemütliches und ihren Schönheitssinn befriedigendes Heim zu haben. Mit Hilfe der alten Dame hatte sie auch bald eine kleine Dienerschaft beisammen, wie sie für einen solchen Haushalt benötigt wurde, und die Oberaufsicht darüber hatte Christine dem weitaus fähigsten unter ihnen, ihrem Chauffeur Henner übergeben. Eine junge Halbindianerin, mit Namen Jessy, tat eine Art Zofendienste bei Christine, da sie jede Arbeit, die nicht dem Geschäfte von Nutzen war, andern überließ.

So floß ihr Leben in steter Arbeit dahin, von keiner jubelnden Freude, aber auch von keinem tieferen Schmerz unterbrochen. Beinahe acht Jahre war sie nun schon in Winnipeg, und noch nie in dieser ganzen Zeit hatte sie einen Urlaub genommen. Sie hatte die Stadt nur dann verlassen, wenn es dringende Geschäfte nötig machten, und war auch da niemals über Ottawa, Toronto, Montreal oder Halifax hinausgekommen, hatte also die Grenzen Kanadas nicht mehr überschritten, seit sie mit Mr. Gondensmit in Montreal eingetroffen war. Es dünkte sie eine Ewigkeit, die seitdem verflossen, und der Gedanke an eine Reise nach Deutschland nahm immer festere Formen bei ihr an, ohne daß sie bisher ihre Absicht gegen irgend jemand geäußert hätte.

Da traf eines Tages aus Deutschland ein Brief von der Direktion der Strafanstalt ein, in der ihre Mutter untergebracht war. Das Schreiben enthielt die für Christine so bedeutsame Mitteilung, daß ihre Mutter infolge fortgesetzt guter Führung der letzten Jahre begnadigt und damit der Freiheit wiedergegeben werden solle. Und weiter hieß es in dem Berichte: „Leider hat sich schon seit längerer Zeit ein, wie es scheint, nicht unbedeutendes Herzleiden bei Ihrer Mutter eingestellt, und es wäre daher Ihre Anwesenheit bei der Entlassung der alten, gänzlich hilflosen Frau erwünscht, um sie an einem geeigneten Orte unterzubringen. Wie mir außerdem die Wärterin berichtet, fragt Ihre Mutter häufig nach Ihnen, und wäre vielleicht ein Wiedersehen mit Ihnen von günstigem Einfluß für das wohl in der Hauptsache seelische Leiden der Kranken."

Das gab für Christine den Ausschlag, sich in kürzester Frist zu der Heimreise zu rüsten, und ein wahrer Freudentaumel ergriff sie, als sie sich dieses Entschlusses völlig bewußt ward. An die Direktion der Strafanstalt ging sogleich ein Brief und eine ansehnliche Summe Geldes für die Pflege der Mutter ab, mit der Bitte, daß man nichts unversucht lassen möge, was zur Heilung oder Linderung ihres Leidens möglich wäre, und daß sie die Unterbringung der Mutter persönlich leiten werde.

Miß Dobbs war völlig einverstanden, daß Christine so rasch wie möglich nach Europa reise, schwebte aber in tausend Ängsten über diese entsetzlich lange Reise, und welchen Gefahren Christine dabei überall ausgesetzt sein würde. Sie konnte deren fast ausgelassene Freude nicht so ganz teilen und schalt sie eine Närrin, einen Kindskopf, ein verspätetes Schulmädel, als Christine, die schon längst Tochterrechte hier genoß, die alte Dame bei einem erneuten Freudenausbruch umfaßte und, so gut es ging, mit ihr im Zimmer herumtanzte. So hemmungslos strömte mit einem Male der Jubel über die bevorstehende Heimreise aus ihr hervor, daß sie wirklich wie ein Schulmädel sich benahm, dem der heißeste Wunsch seiner jungen Jahre erfüllt werden soll. Miß Dobbs aber schüttelte immer besorgter das Haupt und zweifelte bereits daran, daß Christine jemals von dieser Reise wiederkommen würde, da sie der Überzeugung war, daß auf solcher Reise so viele Gefahren auf das junge Mädel lauerten, wie sie vielleicht sonst nur den Teilnehmern der Himalayaexpedition drohten. Und sie beschwor Christine in ihrer großen Liebe und Fürsorge so lange, bis diese den Bitten der alten Dame nachgab und ihre Dienerin Jessy sowie ihr eigenes Auto samt dem so lange erprobten zuverlässigen Henner mitzunehmen beschloß. Da erst beruhigte sich Miß Dobbs einigermaßen, wenn auch die Kummerfalten aus ihrem Gesicht nicht so rasch verschwanden. Den Henner nahm sie dann noch besonders ins Gebet und versprach ihm, ohne Wissen Christinens, eine bedeutende Gehaltsaufbesserung, wenn er seine junge Herrin mit alter Treue und Aufmerksamkeit auf dieser Reise begleite und so vor allen Gefahren beschütze, soweit dies in seinen Kräften stehe.

„Nein, Miß Dobbs," hatte der biedere Thüringer erwidert, „was ein echter Deutscher ist, der läßt sich für seine Treue nicht bezahlen. Ich sehe Ihren Auftrag und Ihr Vertrauen als eine große Ehre an und werde alles tun, um Ihr Vertrauen zu rechtfertigen." Und lachend vor Glück über diese Gunst des Schicksals fügte er noch hinzu: „Nun komme ich ja auch noch viel eher wieder nach Deutschland zurück, als ich es dachte, Miß Dobbs. Was werden sich Vater und Mutter freuen!" schloß er treuherzig.

„Besonders, wenn sie erführen, was für ein Narr ihr Sohn ist, eine Verbesserung seines Einkommens zurückzuweisen wegen einer romantischen Schrulle," entgegnete ärgerlich, doch nicht unfreundlich Miß Dobbs, überlegte sich aber, wie sie diesem jungen Manne, wenn er zurückkam, ihre Anerkennung sonstwie ausdrücken sollte.

Und endlich war der Tag gekommen für Christine, daß sie alles für die Dauer ihrer Abwesenheit wohlgeordnet und in treuen Händen zurücklassen und die Heimreise antreten konnte.

Miß Dobbs brachte sie mit ihrem kleinen Gefolge zur Bahn und trug dabei eine solche Leidensmiene zur Schau, daß Christine behauptete, es fehle ihr bloß noch der Trauerschleier, dann könne die Beerdigung beginnen. Aber kein Scherz verfing mehr bei der alten Dame — tiefbekümmert sah sie drein und — Christine traute ihren Augen kaum — zwei dicke Tränen perlten über die feisten Bäckchen, als sie nun vor dem Zuge stand und noch Dutzende von Ratschlägen mit auf den Weg gab. Und: „Bleibe nicht allzulange fort, wir werden dich überall vermissen, Kind," sprach sie noch dem langsam aus der Halle rollenden Zuge nach, ohne daß Christine es noch verstanden hätte. Mechanisch winkte sie mit ihrem Tüchlein den Abschiedsgruß der alten Dame zu, aber ihre Gedanken eilten weit voraus, in seligster Freude der Heimat, dem Vaterlande entgegen.

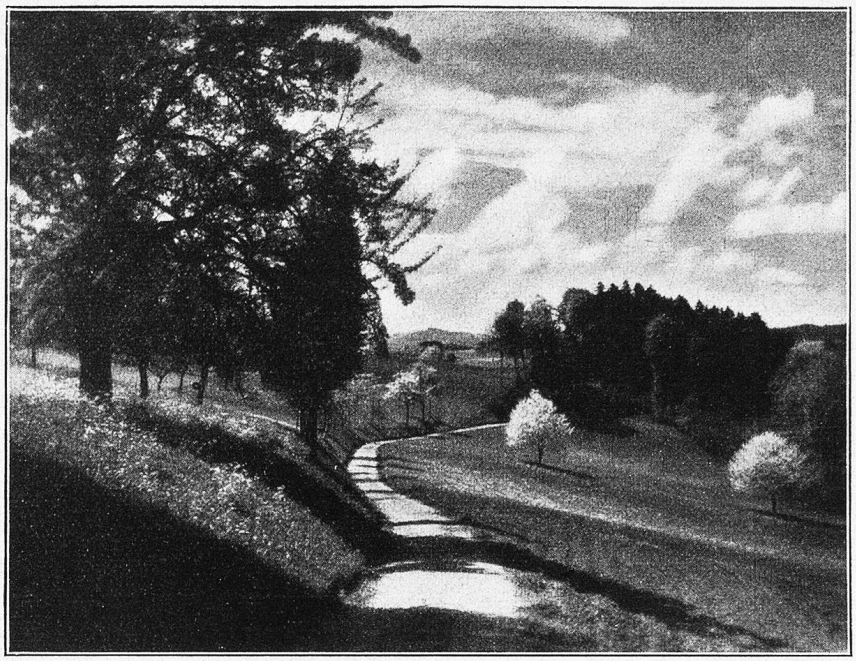
26. Kapitel.

Schwere Stürme hatten die beiden letzten Tage und Nächte in Hamburg gewütet. Dächer waren abgedeckt, Schaufenster eingedrückt, Kamine zerstört worden, so daß ein unübersehbarer Schaden in der Stadt und Umgebung gemeldet wurde. Viele Schiffe konnten nur noch mit äußerster Not den Hafen erreichen, während so manches kleinere Fahrzeug meist mit der ganzen Besatzung seinen Untergang in den aufgepeitschten Wellen fand.

An solchen Tagen hielt es Werner Krüß nicht mehr im Hause. Die alte Unruhe, der Kummer um die verlorene Geliebte trieben ihn hinaus in die aufgewühlte Natur, die ihm ein Sinnbild seines eigenen Wesens zu sein schien. Die acht Jahre seit Christinens Fortgehen waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Von seiner einst so strammen aufrechten Haltung war nichts mehr zu sehen. Müde und etwas vornübergebeugt ging er die Elbchaussee entlang, den Blick immer ins Weite gerichtet, als erwarte er von dorther irgend eine Hilfsbotschaft.

In einem kleineren Kaffee, in dem er heute der einzige Gast war, machte er eine Ruhepause und studierte, seinen Kaffee trinkend, die Zeitung. Lange schon war er aus dem Staatsdienste ausgetreten, und nachdem er erst monatelang sich nur der Aufsuchung Christinens gewidmet, hatte er, sein vergebliches Bemühen einsehend, sich als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt niedergelassen. Er hätte eine glänzende Praxis haben können, wäre ihm daran gelegen gewesen, doch er begnügte sich mit einem kleinen Wirkungskreis, um immer noch so viel Zeit zu erübrigen, daß er sein Suchen nach Christine unermüdlich fortsetzen konnte. Niemals aber hatte er die Hoffnung ganz aufgegeben, daß sein Bemühen doch noch eines Tages von Erfolg sein könne. Er fühlte mit innerer Gewißheit, daß sie noch lebte und ihn ebensowenig vergessen hatte, wie er sie. So führte Werner ein einsames, zurückgezogenes Leben, denn auch der Verkehr mit den Eltern hatte durch die Verbitterung gegen den Vater stark gelitten. Er bewohnte eine eigene kleine Wohnung im Innern der Stadt und kam nur bei besonderen Gelegenheiten nach der Alstervilla.

Draußen schlug der Regen jetzt prasselnd gegen das Fenster, und der Wind heulte sein grimmiges Lied dazu. Werner achtete nicht darauf. Er blickte nur einmal flüchtig empor, als der Sturm ein wahres Wutgeheul anstimmte und die Wogen der Elbe wie wilde Tiere hin- und hersprangen. Da fühlte er sich erst behaglich inmitten dieses Aufruhrs der Natur. — Doch plötzlich blieben seine Augen an einer kleinen Notiz, einer Anzeige der Zeitung



Frühlingsstimmung. Phot. Bernhard Schuler, Bern.

hängen. Äffte ihn jetzt hier seine Einbildungskraft mit etwas, das sein ganzes Sein und Denken gefangen hielt, oder klärte sich das Ganze bei näherer Betrachtung als sehr harmlos auf, denn es gab ja doch noch eine ganze Anzahl Menschen dieses Namens? Und er las noch einmal mit zitternden Nerven: „Privatsekretärin, englisch und französisch flott beherrschend, für sofort gesucht. Zu erfragen Hotel Atlantic, Zimmer 4, Chr. Berthold. Es war eine Hamburger Zeitung, die Werner eigentlich selten in die Hände bekam. Er hatte sie eben hier auf dem Tische liegen sehen, und da er selbst keine bei sich hatte, sogleich danach gegriffen. Rasch wendete er das Blatt und sah zu seinem Schrecken, daß diese Nummer der Zeitung schon vor mehr als acht Tagen erschienen war. Es hatte sie wohl jemand achtlos hier liegen lassen oder zum Einpacken benutzen wollen. Eilig zahlte er, und ungeachtet des Regens stürmte er hinaus ins Freie, der nächsten Fahrgelegenheit zu. Er mußte wissen, wer Chr. Berthold war, um jeden Preis und so schnell als möglich. Seine Schritte waren plötzlich so elastisch und jugendlich, sein Gang so aufrecht, daß man hätte glauben können, er habe da drinnen in der kleinen Wirtsstube irgend eine Wunderkur durchgemacht.

Mit hastigen Schritten eilte er seinem Ziele zu.

Im Hotel erfuhr er, daß die Dame — es handelte sich also nicht um einen Herrn — mit ihrem Personal schon vor fünf Tagen abgereist sei. Das Reiseziel war nicht bekannt, doch daß sie mit ihrem Vornamen Christine hieß, und daß sie aus Winnipeg in Kanada gekommen und mit eigener Dienerschaft reise, das hatte er noch erfahren können. Wie ein Betrunkener taumelte er aus der Vorhalle des Hotels hinaus ins Freie. Er riß den Hut vom Kopfe, daß der Sturm um seine glühende Stirn tobte.

Der erste Anhaltspunkt war ihm nun gegeben — sie und keine andere mußte dies sein. Und nun wollte er sie schon finden und zu halten wissen, was auch aus ihr geworden sein mochte. Und sie trug noch ihren Mädchennamen, war also noch frei! O, es war ja nicht auszudenken, wenn diese ganzen Jahre noch einmal ausgelöscht werden könnten, wenn er sie wiederfände, wie sie von ihm gegangen. Nie, nie würde er sie wieder von sich lassen, und sollten sie beide darüber zugrunde gehen.

Christine hatte gleich zu Beginn ihres Hamburger Aufenthaltes diese für Werner so inhaltschwere Anzeige aufgegeben, da sich die Telegramme und Nachrichten aus Winnipeg schon in den ersten Tagen derart häuften, daß sie ohne eine Hilfe nicht zur Erledigung ihrer persönlichen Angelegenheiten gekommen wäre.

Mit einem unaussprechlich bittersüßen Heimatglück im Herzen hatte sie nach langer Abwesenheit wieder deutschen Boden betreten, hatte das erste Wiedersehen mit der Zauberstadt aus dem Erinnerungsschatze ihrer Kindheit gefeiert und empfand von Tag zu Tag immer mehr die Leere in ihrem Herzen, als sie die Straßen und Plätze durchwanderte, durch die sie damals zu Zweien in so jubelndem Glück geschritten waren. Es kostete sie eine unsagbare Überwindung, nicht den Geliebten aufzusuchen und ihm zu sagen, daß sie nun auch bereit sei, ohne den Willen des Vaters und ohne Rücksicht auf die Gesellschaft die Seine zu werden. Sie mied die stillen Straßen, sie sah nicht hinüber nach der so nah gelegnen Alstervilla, sondern sie ging

mit der kindlich entzückten Jessy in die belebten Geschäftsstraßen und kaufte dort, als wolle sie sich damit betäuben, unzählige kleine und große Geschenke für das Waisenhaus, die Mutter, die alte Therese, Jessy selbst, und packte Henner, dem sie gleich mehrere Tage Urlaub zur Heimreise gab, für ihn und seine Angehörigen in Thüringen so viel schöne Dinge ein, daß der junge freudestrahlende Mensch ein über das andere Mal sagte: „Aber nä, Freilein, das gann ich ja gar nich von Ihn' verlangen."

So verbrachte sie eine ganze Woche in Hamburg, bis sie unter den vielen Bewerberinnen auf ihr Inserat eine Wahl getroffen hatte. Schon am nächsten Tage fuhr sie nach dem Städtchen, in dessen nächster Nähe sie ihre ganze Kindheit zugebracht hatte. Kein Mensch hätte sie dort wiedererkannt. Diese große, vornehme Dame mit Dienerschaft und Auto stach doch zu sehr von jenem Kinde ab, das voller Zagen ihre erste Stelle als Küchenmädchen bei der alten Frau Weißhaupt angetreten, und auch die junge Verkäuferin und Kontoristin des Weißwarengeschäftes hätte niemand mit der weltgewandten, reichen Amerikanerin in Verbindung gebracht.

Und dann kam das Wiedersehen mit den Waisenhausbewohnern, das sich Christine auf der Herfahrt schon unzählige Male vorgestellt hatte. Sie war gegen Mittag hinausgefahren und hatte Henner etwas abseits vom Eingange halten-lassen. Das Rattern des Motors war aber doch wohl gehört worden, denn ein spitzes, vogelartiges Gesicht mit der Schwesternhaube auf den weißen Haaren beugte sich zu einem Fenster des oberen Stockwerkes hinaus und verfolgte mit neugierigen Augen das Aussteigen einer Dame, die eiligen Schrittes auf das Waisenhaus zukam.

„Kann ich wohl Herrn Pfarrer Heim sprechen?" fragte sie das ihr öffnende Mädchen.

„Herr Pfarrer ist oben. Darf ich um Ihren Namen bitten."

Einen Augenblick schien die Dame zu zögern, doch dann sagte sie ganz deutlich: „Wollen Sie Fräulein Christine Berthold melden."

Christine folgte voll freudiger Erwartung dem voranschreitenden Mädchen. Sie fragte nach Schwester Marianne, der treuen Hüterin ihrer Kindheit.

Gleich darauf öffnete sich die Türe, und zwei weit ausgebreitete Arme streckten sich Christine entgegen. „Kind — Kind — du lebst noch und kommst endlich nach so vielen Jahren heim!" rief erschüttert die treue Seele und streichelte das junge Mädchen, als müsse sie immer wieder fühlen, daß sie sie wirklich in Fleisch und Blut vor sich hatte. Auch in ihren Haaren zeigten sich schon graue Fäden, doch das Gesicht war voller Güte wie ehemals und schien Christine unverändert.

„Wo kommst du her? Was ist aus dir geworden? Wie freue ich mich doch, du liebes Kind!" fragte und jubelte sie in einem Atemzug.

Da schwand das eben noch so glückliche Lächeln aus dem jungen Gesicht, und Christine sagte: „Ich komme direkt aus Kanada, um — um meine Mutter irgendwo gut unterzubringen, da sie begnadigt wurde und nun frei wird."

Ein kleiner Schatten flog über die gütigen Züge der Schwester. Doch sie beherrschte sich sogleich. „Armes Kind, eine neue Sorge für dich," sagte sie mit warmer Stimme. „Aber sag an, was machst du denn in Kanada, am anderen Ende der Welt?"

„Ich mache Dollars," lachte Christine sie an und erzählte ihren aufhorchenden Zuhörern in kurzen Worten ihren Lebenslauf seit Verlassen Europas.

Schwester Marianne schüttelte immer heftiger den Kopf vor lauter Staunen und innerer Bewegung, und Pfarrer Heim schaute bewundernd auf diesen kraftvollen, erfolgreichen Menschen, der den Kampf ums Dasein tapferer als manch ein Mann aufgenommen und siegreich durchgeführt hatte.

Eine Spalte der Türe öffnete sich, und ein spitzes, vogelartiges Gesicht spähte lauernd in das Zimmer, als befinde sich die Besitzerin auf verbotenen Wegen.

„Nur immer herein, Schwester Paula," ermutigte sie jetzt Pfarrer Heim. „Es ist Besuch gekommen vom andern Ende der Welt, wie Schwester Marianne meint."

Da ging ein holdseliges Lächeln über das zerfältete Gesicht der alten Schwester, und sie eilte auf Christine zu, wohl in der Absicht, sie auch in die Arme zu schließen.

Aber Christine kam ihr rasch zuvor. Sie war aufgestanden und bot ihr mit freundlicher Zurückhaltung die Hand. „Guten Tag, Schwester Paula. Es freut mich, daß auch Sie mich nach so langer Zeit noch erkennen."

„Aber, liebes Kind, auf den ersten Blick erkennt man dich doch wieder. Die Jahre haben nichts an dir geändert. Du bist größer und schöner geworden. Nicht wahr, Schwester Marianne?" wandte sie sich mit süßlicher Miene an diese. „Ja — ja, wie die Zeit doch läuft. Wir sind inzwischen alte Leute geworden, wie du siehst. Aber wo bist du denn jetzt in Stellung?" fragte sie voll der brennendsten Neugierde.

„Christine ist nicht mehr in Stellung," ergriff jetzt voller Stolz die jüngere Schwester das Wort, „sie ist Mitinhaberin einer der größten Firmen Kanadas." Triumphierend hatte Schwester Marianne die Worte der anderen sozusagen ins Gesicht geschleudert.

Schwester Paula ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Ihr Mund spitzte sich zwar förmlich zu bei dieser Mitteilung, doch sie sagte: „Das wundert mich gar nicht, liebe Christine, denn von dir haben wir alle stets etwas Besonderes erwartet. Da gratuliere ich dir auch von ganzem Herzen, daß du es so weit gebracht hast."

Christine blieb unempfindlich gegen diese plötzliche Anerkennung der ihr stets feindlich gesinnten Schwester, und sie wandte sich wieder Pfarrer Heim zu. „Sie kennen ja mein ganzes Schicksal, mein trauriges Herkommen, Herr Pfarrer, und deshalb kam ich zuerst hierher, um vielleicht hier einen guten Rat zu bekommen, wie und wo man wohl am besten diese arme, alte Frau unterbringen könnte."

Schwester Paula spitzte die Ohren wie ein wachsamer Hund. Das schien ja höchst interessant zu werden, was sie da wohl jetzt zu hören bekam. Und Christine nahm auch sonderbarerweise gar keinen Anstoß an ihrem Dabeisein.

„Wollen Sie sie nicht in ein Stift einkaufen?" meinte der Pfarrer.

„Nein — nein," wehrte Christine da fast heftig ab. „Es wäre ja für sie wieder keine Freiheit, nur wieder dasselbe in besserer Auflage. Ich möchte am liebsten ein kleines Häuschen kaufen, wo sie unbehelligt von der Neugierde und den Taktlosigkeiten ihrer Mitmenschen mit einer Pflegerin ihre alten Tage verbringen könnte." Und zu Schwester Paula gewendet, die etwas verständnislos zugehört hatte: „Es handelt sich nämlich um meine Mutter."

„Um — um deine — Mutter!?" flüsterte ganz entsetzt die alte Schwester. Sie blickte fast scheu um sich, als stünde die Mörderin bereits hinter ihr und bedrohe ihr Leben.

„Ja, Schwester Paula, meine Mutter, um derentwillen Sie sich stets so schwere Sorgen für meine Entwicklung gemacht haben." Christine konnte es sich nicht versagen, ihr diese versteckte Rüge zu erteilen, war es ihr doch längst klar geworden, warum Schwester Paula ihr die ganzen Kinderjahre durch ein stetes und ihr damals völlig unverständliches Mißtrauen vergällt hatte.

Betreten schwieg diese, aber Schwester Marianne lächelte befriedigt vor sich hin. Sie gönnte es der Verbissenen und um Christinens willen schon so oft mit ihr Hadernden, daß sie diesen Aufstieg des geliebten Kindes noch erlebte und alle ihre Weissagungen über den verbrecherischen Keim auch in Christinens Seele so glänzend widerlegt sah.

Da unterbrach Pfarrer Heim die etwas peinliche Stille. „Wollte nicht Professor Pauli sein Häuschen verkaufen? Das wäre ja wie geschaffen für Ihre Mutter." In liebenswürdigster Weise bot er ihr seine Hilfe sogleich an und fuhr mit Christine nach dem kleinen Grundstück, das man sich geeigneter gar nicht denken konnte für einen Menschen, der hier die letzten Jahre eines verfehlten Lebens in völliger Weltabgeschiedenheit verbringen wollte.

Professor Pauli war glücklich, so schnell und unter so günstigen Bedingungen sein ihm durch den Tod der Gattin verleidetes Haus loszuwerden, um zu der Tochter übersiedeln zu können.

So konnte Christine doch wegen des Unterkommens der Mutter beruhigt sein, und sie fuhr an einem der folgenden Tage allein weiter. Ihre Leute ließ sie in dem kleinen Städtchen zurück, sie gewissermaßen der Obhut des Waisenhauses anvertrauend. Henner fuhr täglich hinaus, um Pfarrer Heim oder eine der Schwestern zu einer Spazierfahrt abzuholen, was allen eine ganz neue und daher freudig begrüßte Abwechslung in ihrem so bescheidenen Leben bedeutete.

Inzwischen war Christine an ihrem Ziele angelangt. Man hatte sie bereits in der Strafanstalt erwartet, da die Entlassung der Mutter in den nächsten Tagen stattfinden mußte.

(Fortsetzung folgt.)